

. Montag, 25. 3

Es ist schon ziemlich spät, aber das Unterbewusstsein macht noch keine Anstalten zum Einschlafen. Vielleicht hilft das Tagebuch Schreiben ein wenig.

Seit Samstag Mittag bin ich hier – zum ersten Mal seit langer Zeit Economy geflogen, aber es ließ sich schon einigermaßen aushalten. Neben mir eine Spanierin mit ihrem Freund – wenig Gespräche über China möglich.

Am Flughafen der Chauffeur der Uni sowie mein „teaching assistant“, ein bekennender Neoliberaler. Warum sie mir gerade den verpasst haben, ist mir ein wenig unklar. Könnte ja sein, dass ich ihn zum Nachdenken bringen soll. Wir essen zusammen Abend – wie per Mail vereinbart, denn das gehört sich zur Planung der weiteren Zusammenarbeit. Er hat eine Tante, der ein Betrieb mit über 1000 Beschäftigten gehört, so erzählt er mir. Zu meiner Überraschung sagt er, ich hätte Recht, dass man mit den Arbeitnehmern anständig umgehen müsse. Zunächst hätte nämlich der Mann seiner Tante den Betrieb geführt und ziemlich schlechte Bedingungen angeboten; viele gute Arbeitskräfte seien ausgeschieden. Es sei immer mehr bergab gegangen mit dem Unternehmen. Da gab es dann so eine Art Familienrevolte. Der Ehemann wurde auf die Entscheidung von „Grundsatzfragen“ beschränkt, die Tante habe das operative Geschäft übernommen. Sie habe bessere Löhne bezahlt, sei zu den Familien guter Arbeiter gegangen und habe diese zurückgeholt. Der Betrieb liegt in einer kleineren Stadt in Shandong, da ist so was möglich. Nun mache das Unternehmen prächtige Profite – er strahlte richtig. Managementschule auf Chinesisch. Wenn man keine so vernünftigen Unternehmer habe wie seine Tante, dann seien das Arbeitsrecht und die Arbeitsaufsicht gefragt; so einigermaßen sah er dies ein. Der wirtschaftliche Fortschritt sei groß in China, aber der bei den Menschenrechten klein, meinte er. Als Beispiel nannte er – das Eigentum. Das werde den Landwirten entzogen, wenn sich die Städte in die Dörfer hinein ausdehnen, weil dann automatisch Staatseigentum an Grund und Boden entsteht. Die Entschädigung, die bezahlt werde, sei viel zu klein – wenn das die Hauptsorge um die Menschenrechte ist... Inhaltlich hat er Recht, hier gibt es viele Konflikte. Die Frage gab es bei uns auch mal; sobald eine Bauplanung vorlag, sprach man nicht mehr von landwirtschaftlichem Boden, sondern von (sehr viel teurerem) „Bauerwartungsland“. Wenn aber vorher enteignet wurde (etwa für den Straßenbau) hat man auch nicht die Preise für Bauerwartungsland, sondern die für landwirtschaftlichen Boden bezahlt.

Er unterstützt Fang, der solle bleiben und sei in seinem Urteil unbestechlich. Er selbst hätte auch unterschrieben „wie 165 andere“, was bei rund 250 Studenten schon was bedeutet. Es habe aber nichts genutzt, bei den Gesprächen sei man direkt angelogen worden in dem Sinn, die Entscheidung sei noch gar nicht gefallen. Von einer geplanten Demo vor der EU-Botschaft wusste er nichts.

Weitere interessante Information: Einer der Studenten nimmt immer die Lehrveranstaltung auf Tonband auf. Das wusste ich, weil sie einen um Erlaubnis fragen. Dann wird aber der Text auf Papier getippt und an viele oder alle verteilt. Die nehmen ihn dann in die Klausur mit und übertragen einzelne Formulierungen. Im letzten Frühjahr hatte es einige Formulierungen gegeben, die unsinnig waren, aber bei 60 % der Studenten auftauchten. Und so lässt sich natürlich – wenn man ein Übersichtsthema gibt, das man in einer Doppelstunde behandelt hat – unschwer ein Zustand erreichen, dass jeder besteht. Allerdings gibt es dennoch Unterschiede zwischen „ausreichend“ und „sehr gut“, was ja auch einen gewissen Ansporn bietet. Wenn ich das System ändere, ist der Teufel los; ich hätte als Student auch gerne Hilfe gehabt, wenn ich eine Klausur in einer fremden Sprache hätte schreiben müssen.

Im Hotel gab es übrigens ein richtiges gutes Büffet mit chinesischen und westlichen Speisen. Kostenpunkt knapp 10 Euro pro Person.

Die Nacht zum Sonntag schlafe ich wenig, bin aber den Tag über trotzdem munter. Gestern Nachmittag bin ich noch in der Uni vorbei, um mein Zimmer zu besichtigen. Es geht dieses Mal nach der Sonnenseite und ist deshalb nicht so ein Eisloch wie das letzte Mal, als ich mich dort erkältet habe. Auf dem Rückweg hatte ich Li Xiaolu getroffen, die am Wochenende einiges in der Uni erledigte und sich sehr freute, dass ich sie für Sonntagabend zum Essen einlud. Auf diese Weise hatte ich wenigstens eine gewisse zeitliche Unterteilung des Tages.

Ich bereite den Dienstagskurs vor und die drei Vorträge, die ich für die Ebert-Stiftung auf der geplanten Reise nach Jinan und Shanghai halten muss. Dazwischen Einkaufen bei Walmart. Die 20 Minuten dorthin sind eine gute Unterbrechung. Alle Leute gehen auf der Seite der Straße, wo die Sonne scheint. Es hat gefühlte zehn Grad minus, ich bin froh an meinem dicken Pullover und dem Russen-Anorak made in China, den ich mal an der Wolga erstanden hatte. Bei Walmart keine Veränderungen, man hat höchstens das Gefühl, dass am Sonntag noch mehr Leute einkaufen als früher.

Abend um 6 kommt Li Xiaolu pünktlich ins Hotel. Heute gibt es kein Büffet, sondern nur normales Essen, aber es schmeckt. Natürlich sind die neuen Co-Dekane sofort das Gesprächsthema. Heringa aus Maastricht, der die europäische Seite vertritt, musste erst mal wieder nach Holland zurück, weil er mit einem Touristenvisum eingereist war. Hihi, aber so deutlich sagt man das nicht. Am 4. April komme er wieder zusammen mit seiner Frau. Liu Fei sei nett, man habe ja nicht gegen ihn, sondern für Fang protestiert. Letzte Woche sei er aber nur am Montag da gewesen, ob ich ihn morgen sehe, sei ungewiss. Von der geplanten Demo wusste sie auch nichts, aber natürlich von der Unterschriftensammlung. Ob Fang wieder komme in sein Zimmer? Ja, er sei schon mal da gewesen. Außerdem sei er unter die Blogger gegangen, und habe schon 600 „Followers“. Das funktioniert wie bei Twitter, ist aber für den Anfang schon sehr gut. Ich hatte im Netz mal gesehen, dass Camila Vallejo – die Studentenfürherin, gewissermaßen das aktuelle Pendant zu Rudi Dutschke in Chile – über 600.000 „followers“ hat, doch die ist ja auch in durchaus positivem Sinne was Besonderes und über die Grenzen ihres Landes hinaus bekannt. Fang schreibt sich also alles von der Seele, was so passiert ist und weiter passiert.

Mitten im Gespräch kommt ein Anruf von Li Xiaolus Mutter; die will wissen, ob ihre Tochter auch schon ordentlich zu Abend gegessen habe. Der Familienzusammenhalt ist eng, weshalb sie ja trotz ihres Englisch-Studiums nicht nach Australien durfte – wie sie mir letztes Mal erzählt hatte.

So um 9 Uhr trennen wir uns. Ich gehe ins Bett und schlafe bis halb zwei. Dann bin ich putzmunter, lerne chinesische Vokabeln, zwei Stunden lang, und schlafe dann weiter bis Viertel vor neun. Im Schweinsgalopp zum Frühstück, denn um 9 Uhr ist praktisch Schluss.

Gegen zehn bin ich in der Uni, treffe Zeng Binbin, die zusammen mit Ma Anna in einem Zimmer sitzt. Binbin ist für mich zuständig, beide bekommen ihre Geschenke. Ich solle gleich zu Fang kommen, er sei in seinem Zimmer. Dort ist er in der Tat, in einen dicken Lodenmantel gehüllt wie das letzte Mal. Er macht einen durchaus aufgeräumten Eindruck. Seinen Studenten gibt er Hausarbeiten zu schreiben, für die sie vier Wochen Zeit haben und bei denen sie sich eigene Gedanken machen müssen. Er kommt natürlich auf Hamburg zu sprechen, die Positionen sind unverändert. Es fehlen eindeutige Zusagen der europäischen Seite, die Schule weiter zu fördern, obwohl man den Studenten sagen muss, dass sie zu Ende

studieren können. Vom Demoplan wusste er nichts, wie ich so nebenbei rausbrachte. Vielleicht soll es aber auch nicht mehr wahr sein, wie auch immer. Er erkundigt sich sehr nachhaltig nach Ninon Colnerics Ergehen; ich sage ihm, sie sei gerade von einer vierwöchigen Vietnam-Reise zurückgekehrt, und da müsse der Knochenbruch eigentlich ganz gut bewältigt sein. Ich erzähle ihm noch, wie das mit Ninon und dem EuGH war, als sie nicht „wiederbestellt“ wurde; er nimmt es fast gerührt zur Kenntnis. Irgendwie ging es da jemandem anderen auch so wie ihm. Eine „Intrige“ sei es gewesen, ein Tausch BSG-Präsident gegen EuGH-Vertreterin. Gut zwei Stunden reden wir über alles Mögliche. Er hat ein Gutachten für die Regierung geschrieben, zu den wirtschaftlichen Folgen des Arbeitsvertragsgesetzes. Die Unternehmer hatten ja sehr gegen das Gesetz polemisiert und gemeint, es schrecke Investoren ab. Davon – so Fang – könne aber nach nunmehr fünf Jahren nicht die Rede sein. „Man müsse außerdem was tun für die Rechte der abhängig Beschäftigten“ – ich habe ihn doch richtig eingeschätzt.

Als ich wieder in meinem Zimmer bin, kommt Binbin und sagt mir, Liu Fei wolle mich sprechen. Nanu? Die sind ja plötzlich alle da. Um 2 Uhr wäre ein guter Termin.

Liu Fei hat in Köln über Verwaltungsprozessrecht promoviert. Er spricht sehr gut Deutsch, obwohl er betont, er habe viel verlernt und sei mangels Gelegenheit aus der Übung gekommen. Ich hatte seinen Aufsatz über unabhängige Verwaltungsgerichte in der „Zeitschrift für chinesisches Recht“ gelesen; das passte gut zu meinem Vortrag über „Ermessen“, den ich für die Ebert-Stiftung in Shanghai halten soll. Erst small talk, dann Unterhaltung über viele Dinge, wo wir einer Meinung waren. Letztlich würde die chinesische Regierung die Studenten nicht hängen lassen, aber das sei nur die allerletzte Lösung. Man wolle keinen diplomatischen Schaden anrichten. Ich werde den Studenten aber trotzdem erzählen, dass sie sich keine Sorgen machen müssen. Irgendwie hat man den Eindruck, dass Fang die Politik weiter bestimmt. Liu Fei findet die vielen Gremiensitzungen schrecklich. Ich erzähle ihm, dass ich Einigungsstellen mache und dabei immer zu einem Resultat komme. Bei den Professoren sei das anders; da könne man sich nie auf eine Zusage verlassen, Hochschulpolitik sei deshalb nie mein Ding gewesen. Die finden immer Argumente, ihre gestrige Position umzuinterpretieren. Das sieht er genauso und freut sich über den ihm unbekanntem Vergleich.

Die Unabhängigkeit der Verwaltungsgerichte ist eine Frage der führenden Rolle der Partei. Ich will erst mal wissen, wie sich diese eigentlich im Alltag manifestiere. Er meint, bei den normalen Streitigkeiten aus einem Verkehrsunfall oder einem Hauskauf mische sich die Partei nicht ein. Wenn aber der Sohn des Bürgermeisters verwickelt sei, könne dies anders sein. Da gebe es einen Anruf beim Gerichtspräsidenten und der rede dann mit dem Richter. Man müsse der Empfehlung (z. B. ein mildes Strafurteil zu sprechen) nicht folgen, aber dann riskiere man, dass die Förderung durch den Gerichtspräsidenten in Zukunft unterbleibe. Die „soziale Stellung“ (wie er sagte) sei aber viel wichtiger als das Gehalt. Sei sie gut, bekomme man eben „Nebeneinnahmen“, und die kämen in Gefahr, wenn man der Empfehlung nicht folge. Auch gebe es Fälle, in denen der Gerichtspräsident sage, wie zu entscheiden sei. Auch entscheide er, und nicht ein „Geschäftsverteilungsplan“, wer für welchen Fall zuständig sei. Ich erzähle, dass nach meiner Kenntnis die Einführung von Geschäftsverteilungsplänen im 19. Jahrhundert genau den Sinn gehabt hätte, die informellen Einflussnahmen schwieriger zu machen; ich muss mir das wirklich mal genauer anschauen. Außerdem sei es sinnvoll, ein möglichst dichtes Netz an Richterrecht zu haben und viele Entscheidungen zu veröffentlichen; dann werde es auch schwieriger, „Wünsche“ zu äußern und ihnen zu entsprechen. Auch die argentinische Lösung leuchtet ihm ein: Jeder Richter verdient sehr gut (dort schon vor über zehn Jahren 5000 Dollar im Monat), verliert aber seinen Job, wenn ein einziger Fall herauskommt. Bemerkenswert ist, wie offen wir darüber reden.

Er kann mir keine Auskunft geben, wie man es eigentlich in China schafft, dass die Löhne ungefähr genauso wie das Sozialprodukt steigen. Gibt es Empfehlungen der Provinzbehörden? Das könne er nicht sagen. Vermutlich gibt es sie nur auf inoffizieller Ebene, sonst wüsste er es genauer. Er ist auch skeptisch, was Kollektivverhandlungen angeht. Ich erzähle von meinen Beobachtungen, wie sich chinesische Arbeitnehmer wehren und ggf. ihre Chefs auflaufen lassen. Nur wenn das nicht funktioniere, könne man Tarifverhandlungen führen, wie man das zum Teil in Guangdong schon heute mache. Ich erzähle von der Konferenz im letzten Jahr in Guangzhou (Kanton), wo die Gewerkschaft in allen Betrieben (und darüber hinaus) verhandle, in denen 2010 gestreikt worden sei. So eine subsidiär eingreifende Tarifautonomie leuchtet ihm ein. Auch der Gedanke, dass es nicht gegen die führende Rolle der Partei verstoße, wenn man der unternehmerischen Autonomie, die es auch offiziell gibt, eine gewerkschaftliche gegenüberstelle.

Nach über zwei Stunden trennen wir uns; ich habe sogar meinen Telefontermin mit Herta versäumt. Man hat halt in der Muttersprache mehr Ideen. Er wollte übrigens auch genau wissen, wie es Ninon gehe.

Zum Abendessen gibt's nur Obst, das ich auf dem Campus – wie immer – zu einem Spottpreis gekauft habe. Ich bereite noch etwas die morgige Veranstaltung vor und teile das Gepäck auf: der kleinere Teil kommt mit auf die Reise in die Tasche, das meiste bleibt im großen Koffer, den ich im Hotel unterstelle.

Dienstag, 26. 3.

Ich habe wenig geschlafen, obwohl ich eigentlich ganz guten Mutes im Hinblick auf die Lehrveranstaltung und die Reise bin. Nach dem Frühstück muss ich auschecken und ihnen verklickern, dass ich am Samstag wieder da bin. Li Xiaolu hat ihnen dies nach dem Abendessen am Sonntagabend gesagt; bei mir hatten sie es vorher nicht verstanden und mich stattdessen mit freundlichem Kopfnicken und Lächeln an der Rezeption wieder weggehen lassen. Dieses Mal klappt es; ich mache mich zu Fuß auf den Weg zum Hörsaal, was ca. 15 Minuten Fußweg ausmacht; dennoch bin ich zu früh da.

Es kommen gut 30 Studenten, die Gesichter sind mir vom letzten Herbst bekannt. Bei den Klausuren werden es dann 70 Bearbeiter sein. Ich mache das „Nachschreiben“ zum Thema und lege mich nicht so ganz fest, ob ich eigentlich bei der bisherigen Methode der „open books“ bleiben will. Die Methode des Tonbands samt Niederschrift wird nicht bestritten; irgendwie will sich aber niemand so richtig äußern. Eigentlich könnte ich schon dafür sorgen, dass sie alle kommen.

Ich behandle die „Rechtsquellen“ des Arbeitsrechts. Wenig Reaktion zur besonderen Rolle der Verfassung, Interesse an den Kollektivverträgen. Einigen sind auch EU-Verordnungen und EU-Richtlinien bekannt. Die völkerrechtlichen Abkommen z. B. der ILO kennt niemand. Irgendwie sind sie beruhigt, dass diese auch in Deutschland nicht zum Allgemeinwissen gehören.

Am Hotel erwartet mich um 12 Uhr 15 der Wagen der Ebert-Stiftung; in einer knappen Stunde sind wir im Diplomatenviertel (fast) am anderen Ende der Stadt, wo sie residiert. Frau

Siegert kommt nicht mit, weil ihr Visum nicht ganz in Ordnung ist und das im Laufe der Reise auffallen könnte. Stattdessen kommt neben Sven eine kleine Chinesin mit, Frau Li, die kaum je was sagt, aber – wie sich dann herausstellt – immer sehr gut merkt, was man gerade braucht.

Wir fahren zum Südbahnhof, der wegen der Schnellstrecke nach Shanghai ganz neu gebaut ist und aussieht wie ein großer neuer Flughafen mit einer Unmenge von Geschäften und Restaurants. Sven ist ganz begeistert. Man hat überhaupt den Eindruck, dass es ihm derzeit in China viel besser gefällt als früher. Irgendwie bewundert er, was die Chinesen so alles machen. Wir essen noch eine Kleinigkeit und gehen dann zum Zug. Ca. 20 Minuten vorher ist Einlass auf den Bahnsteig, der Zug steht auch schon da und man steigt ein. Die Kontrolle ist so gut organisiert, dass der „Fahrdienstleitung“ (wie ich sie mal nenne) bekannt ist, dass alle durch die Fahrkartenkontrolle gegangen sind und niemand mehr auf dem Bahnsteig herumsteht; deshalb fährt der Zug zwei Minuten vor der fahrplanmäßigen Zeit ab.

Die Wagen sind ähnlich wie der TGV, haben aber einen Druckausgleich, so dass man die höhere oder geringere Geschwindigkeit kaum spürt. Der Zug fährt kontinuierlich zwischen 297 und 303 km, was in jedem Wagen angezeigt wird. Er fährt auf einem separaten Bahnkörper, ähnlich wie zwischen Frankfurt-Flughafen und Köln, nur eben ein bisschen schneller. Die eineinhalb Stunden nach Jinan sind schnell rum, 450 km ohne Zwischenhalt geschafft. Keine „Weichenstörung“ (hat wohl gar keine), keine Triebkopfprobleme, keine spielenden Kinder im Gleis. Es geht alles reibungslos, und Sven meint, das sei immer so. Die Fahrt kostet umgerechnet etwa 40 Euro.

In Jinan erwarten uns zwei Gewerkschafter am Bahnhof, die Sven schon kennt. Jinan ist die Hauptstadt der Provinz Shandong, die ungefähr so viele Einwohner wie die Bundesrepublik hat. Zu ihr gehört auch Qingdao, das frühere deutsche Tsingtau, wo immer noch Bier nach dem deutschen Reinheitsgebot hergestellt wird; man bekommt es überall in China. Einer der beiden Gewerkschafter ist der stellvertretende Vorsitzende, also vergleichbar einem stellv. DGB-Vorsitzenden. Allerdings haben die Gewerkschaften in dieser Provinz 23 Mio. Mitglieder, im Vergleich dazu hat Michael Sommer nur ganz wenige Indianer. Jinan hat 6 Mio. Einwohner. Überall gibt es Baustellen, in ein paar Jahren soll es ca. 12 Mio. Einwohner haben. Das ist die Politik der Urbanisierung, man kann nicht die Landwirtschaft mit der

Hälfte der Bevölkerung weiter betreiben, dafür braucht man sehr viel weniger Leute; stattdessen gehen eben viele auf Dauer in die Stadt.

Wir sind in einem sehr schönen Hotel untergebracht. Gemeinsames Abendessen mit den zwei chinesischen Gewerkschaftern, anschließend ein längerer Spaziergang über einen Markt in der Nähe des Hotels, wo es noch viele alte Häuser, so aus den sechziger Jahren gibt. Aber insgesamt dominieren schon die Hochhäuser, ähnlich wie in Shanghai. Frau Li hat rote Umschläge gebracht, weil ich erzählt hatte, dass meine frühere Doktorandin Wang Qian geheiratet hat und ich ihr den üblichen Geldbetrag chinesischer Sitte entsprechend in einem roten Umschlag übergeben wolle. Ich hatte vorgeschlagen, dass wir ein Papiergeschäft suchen, aber sie hat das schon von selbst erledigt. Was man da gebe, will ich wissen. So 200 bis höchstens 300 Yuan, meint sie, aber ich bin für 100 Euro. Es gehört nämlich auch zur Gastfreundschaft, dass man den Ausländer möglichst vor Belastungen bewahrt – deshalb sind solche Schätzungen immer eher zu niedrig. Dass man Geld schenkt, ist eigentlich vernünftig und geschieht normalerweise bei der Hochzeitsfeier.

Mittwoch, 27. 3.

Wir fahren zur „Gewerkschaftsuniversität“, die in einem neuen Viertel liegt. Träger ist der ACGB, der blieb vom Wirtschaften nach dem Modell „Neue Heimat“ ersichtlich verschont. Eigener Campus mit Bibliothek, Hörsälen und Wohnheimen und schönem Blick auf die hier beginnenden Berge. 10.000 Studenten studieren an dieser Uni, allerdings nicht nur gewerkschaftlicher Nachwuchs.

Wir werden von Honoratioren begrüßt, und ich muss einen Vortrag über „Arbeitsbeziehungen in Deutschland“ halten. Ich baue ihn bewusst so auf, dass ich zunächst über das gesetzliche Arbeitsrecht spreche und gelegentliche Bezugnahmen auf China einbaue. Dann kommen die Tarifverhandlungen und der Betriebsrat. In der Diskussion wird darauf verwiesen, dass die Rolle der Belegschaftsversammlungen in den letzten zwei Jahren gestiegen sei. In Unternehmen mit mehr als einhundert Beschäftigten würden sie „Delegierte“ wählen, die eine ähnliche Funktion wie Betriebsräte hätten. Sie würden gefragt und könnten mitbestimmen – rechtlich ist das aber nirgends verankert. Dann wollen sie wissen, wer die deutschen Betriebsräte bezahle. Dass sie trotzdem einigermaßen unabhängig vom Arbeitgeber seien, versuche ich zu erklären, zweifle aber, ob sie mir das glauben. Sie wollen noch was zur

Leiharbeit wissen; ich erzähle von Deutschland sowie von der neuen chinesischen Gesetzgebung von Ende Dezember 2012, worüber sie sich freuen. Der durchschnittliche Organisationsgrad liegt in Jinan bei 70 %. Man erweckt ja auch keinen Unwillen beim Arbeitgeber, wenn man Mitglied der Gewerkschaft wird.

Die chinesischen Professoren sind sehr an internationaler Zusammenarbeit interessiert. Sie hätten sie schon mit sehr vielen Ländern, nur Deutschland fehle noch, ich solle mal in Bremen aktiv werden. So einfach geht das nicht, aber ich verspreche, mit dem Konrektor für internationale Beziehungen in Bremen zu sprechen. Hand und Fuß hätte das natürlich nicht, denn dafür würde ich viel Material über die Gewerkschaftsuni brauchen und das geben sie mir nicht mit auf den Weg. Außerdem könnte ich mir schwer vorstellen, dass unsere „Exzellenz“-Uni mit so einer „Gewerkschaftsuni“ einen Vertrag schließt, aber das sage ich natürlich nicht. Wahrscheinlich täten sie es nur, wenn die Chinesen 5 Mio. Euro für ein Forschungsprojekt auf den Tisch legen würden, erst dann würden die Berührungängste abgebaut.

Nach dem Mittagessen geht es zu einer Fabrikbesichtigung in einem anderen Teil der Stadt. Die Firma liegt im Grünen, nennt sich „Fumei“ (was so viel wie „schön“ und „reich“ bedeutet), die Anschrift lautet Fumei-Straße. Uns empfängt ein ca. 45 Jahre alter Chinese, der uns die nötigen Informationen über die Firma gibt. Im Laufe des Gesprächs wird deutlich, dass es sich um den Gewerkschaftsvorsitzenden handelt.

Die Firma produziert Druckerpatronen. Die einzelnen Komponenten, die man dazu braucht, sind in einem Schaukasten ausgestellt. Zwei davon importiere man. Es gebe sie zwar auch in China, aber die Qualität lasse zu wünschen übrig, da würden die eigenen Produkte zu sehr in Mitleidenschaft gezogen. Die Produktion ist ausschließlich für den chinesischen Markt bestimmt. Im Unternehmen arbeiten ca. 1000 Beschäftigte.

Es handelt sich um ein Privatunternehmen (das erste, das Sven zu sehen bekommt). Eigentümer ist zu 95 % eine Person, die früher bei einer Bank tätig war. Gebaut wurde die Fabrik von 2005 bis 2007. Der Eigentümer habe viel Geld investiert, aber auch einen größeren Kredit von einer Staatsbank bekommen.

Arbeiter ohne besondere Qualifikation verdienen ca. 2000 Yuan im Monat, dazu unentgeltliches Essen in der Kantine. Es gibt eine Früh- und eine Spätschicht. Wer auf dem

Gelände übernachten will (das machen ca. 300 Personen), bezahlt pro Übernachtung einen (symbolischen) Yuan. Es gibt aber auch einen Shuttle-Bus zum Stadtzentrum. Die Firma zahle etwas höhere Löhne als andere Firmen.

Wie hoch der gewerkschaftliche Organisationsgrad sei, will ich wissen. „100 Prozent“ kommt es, wie aus der Pistole geschossen. Wer eingestellt wird, bekommt gleich mit seinem Arbeitsvertrag auch ein Beitrittsformular, und warum soll man es nicht unterschreiben, wenn alle andern es auch getan haben? Der Beitritt sei aber freiwillig. Man zahlt ½ Prozent des Lohnes als Beitrag. Der Gewerkschaftsvorsitzende ist zur Hälfte in Sachen Gewerkschaft unterwegs, die andere Hälfte seiner Zeit verbringt er als „Assistent der Geschäftsführung“. Es gibt ein Gewerkschaftskomitee, er zählt nach: Es habe neun Mitglieder. Sie würden sich zwei bis drei Mal im Jahr treffen. Auch eine Delegiertenversammlung gebe es, die wähle das Gewerkschaftskomitee (was eigentlich mit ihrem nichtgewerkschaftlichen Charakter nicht zu vereinbaren ist – aber es sind ja eh alle in der Gewerkschaft).

Wenn es Konflikte gebe, vermittele die Gewerkschaft. Ob es im letzten Jahr auch Kündigungen gegeben habe? Ja, da habe man verhandelt, bis man einig gewesen sei. Bevor man sich einigte, würde die Kündigung nicht ausgesprochen. Die Kündigungen seien wegen schwerer Disziplinwidrigkeiten erfolgt.

Wie es denn mit der Partei im Unternehmen stehe, will ich wissen. Sie habe ca. 200 Mitglieder, dazu 200 Kandidaten. Das ist ungewöhnlich viel. Ob auch der Inhaber Parteimitglied sei, will ich weiter wissen. „Nein“, wird sehr nachhaltig betont, aber von den Managern sei insgesamt etwa die Hälfte in der Partei. Wie denn die führende Rolle der Partei gegenüber dem Unternehmer durchgesetzt werde? Die würde es da nicht geben, die Partei habe nur beratende und helfende Funktion. Mein Hinweis auf die in der Verfassung stehende „führende Rolle“ in allen Bereichen verfängt nicht (es ist auch witzlos zu insistieren); gegenüber der Gewerkschaft bestehe die führende Rolle durchaus, aber man kann kein Beispiel nennen, wo das eine Rolle gespielt hätte.

Wie es denn mit den Lohnverhandlungen stehe? Ja, man schaue sich an, was anderswo bezahlt werde, und bleibe dann etwas darüber. Das sei doch ein Unterschied, ob man das am Anfang oder am Ende des Jahres mache, ja, aber man liegt zum jeweiligen Zeitpunkt über den andern. Ob man über die Inflationsrate diskutiere? Heiterkeit: Das sei eine typisch deutsche

Art und Weise, an Kollektivverhandlungen heranzugehen. Bei ihnen würde die Gerechtigkeit die entscheidende Rolle spielen.

Was ich denn von den chinesischen Gewerkschaften halte, will er einige Zeit später wissen. Sie seien in keiner Weise mit europäischen Gewerkschaften zu vergleichen, sie hätten eine ganz andere Funktion, sie würden vermitteln, aber seien keine Interessenvertretung der Arbeitnehmer, sage ich, ohne das zu bewerten. Zu meiner Überraschung stimmt er mir ganz nachhaltig zu, er fühlt sich ersichtlich verstanden. „Hundertprozentig“ würde er das unterschreiben, was ich gesagt habe. So war er auch das Problem los, sich doch noch irgendwie als Interessenvertreter definieren zu müssen. Das ist wohl auf internationalen Konferenzen ein bisschen komplizierter. Sven freute sich, dass wir auch auf diese Weise gut angekommen waren.

Nach der Besichtigung und der Diskussion Fahrt zum Hotel und dann zum Abendessen. Ein riesiges Restaurant, das aus lauter Gewächshäusern mit allen möglichen exotischen Pflanzen besteht und adäquat geheizt ist. Man sitzt irgendwo unter Palmen; die Anlage ist vielleicht 500 m breit und 100 m tief. Es sind nicht sehr viele Leute da, aber am Wochenende (und wenn Jinan 12 Mio. Einwohner hat) natürlich mehr.

Ein hauptamtlicher Gewerkschafter, eine Art Geschäftsführer der Provinzgewerkschaft, betreut uns, später kommen dann noch zwei Frauen hinzu. Man soll in Massen essen und trinken. Der Schnaps hat zwar nur 34 % (während der Mou-Tai, den man sonst kriegt, bei über 60 % liegt), aber ich bin morgen groggy, wenn ich da mitmache. Ein bisschen tut ganz gut und regt die Verdauung an, aber dann trinke ich eben immer nur winzige Schlückchen. Das verdrießt den Gastgeber, aber ich lache ihn einfach freundlich an und verstehe nichts. „gambei“ sagt er immer wieder, was so viel wie „prost“, aber auch „ex“ bedeutet, aber ich arme Langnase verstehe das einfach immer falsch. Sven hat von vorne herein erklärt, dass er nichts trinke, das war schlauer. Anders als aus der Fabrikbesichtigung gibt es von den Gesprächen nicht viel zu berichten; irgendwie wird man auch müde.

Donnerstag, 28.3.

Um 8 Uhr 30 ist Abfahrt vom Hotel. Man fährt zum Stadtzentrum, wo sich in einem Park verschiedene Quellen befinden. Sie haben Bedeutung in der chinesischen Geschichte, weil im

12. Jahrhundert dort eine Dichterin gelebt hat – ihr schönes Haus ist dargestellt, ebenso ihr Leben, das nicht immer nur schöne Seiten für sie bereit hatte. Ich frage Frau Li, ob man die Gedichte in der Schule lerne. Ja, das tue man, einige kenne man ganz sicher. Sie seien allerdings altchinesisch geschrieben, was man schwer verstehe. Damals hätte es für jedes Wort nur ein Zeichen gegeben (heute pro Silbe eines), was die Texte kurz, aber schwer verständlich mache. Sie habe ihren Gefühlen einen besonders starken Ausdruck gegeben – da muss man schon Chinesisch können, wenn man das nachvollziehen will.

Wir werden wieder von dem Kollegen stellvertretenden Vorsitzenden begleitet, der mich – kein schlechter Psychologe – beim Abschied fragt, ob ich auch seinen Namen wisse. „Bai Ming“ hatte ich mir gemerkt, und das hat ihm gefallen, bei anderen hätte ich das nicht gewusst. Am Bahnhof ist es saukalt. Wir sind wie üblich zu früh, aber es gibt keine Lounge, wo man sich aufhalten könnte. Nur die großen Banken haben jeweils für ihre Kunden eine VIP-Lounge, und in die Kategorie der dadurch erfassten Personen bin ich trotz meines anständigen Gehalts und meines Kontos bei der ICBC noch nicht aufgestiegen. Gäbe es noch ein paar Kulturrevolutionäre, hätten sie vielleicht auch eine geheizte Lounge für „unimportant persons“, gewissermaßen eine UIP-Lounge eingerichtet, aber wahrscheinlich hätten sie keine solche Selbstironie entwickelt.

Ich marschiere ca. 15 Minuten vor der Zugankunft auf den Bahnsteig. Im Boden ist der Eingang zur jeweiligen Wagennummer markiert, ich habe das bisher nur einmal vor vielen Jahren beim „Shinkanzen“ in Japan gesehen. Die Leute bilden eine Schlange, obwohl jeder seinen reservierten Platz hat. Meine dicke Tasche lässt sich leicht unterbringen. Es dauert gut drei Stunden mit Tempo 300 bis Shanghai. Einziger Halt ist Nanjing, den Bahnhof erkenne ich wieder. Bis Nanjing ist die Landschaft „Land“: Wald, Felder und Wiesen; danach gibt es das auch noch, aber überall existieren Häuser und zumindest am Horizont sich auch Hochhäuser zu sehen. Das Bauen ist im „Außenbereich“ entweder generell erlaubt, oder es gibt gar keinen Außenbereich.

In Shanghai nimmt mich Thomas Köppen in Empfang, ein Praktikant bei der Stiftung, der Mathe studiert und viel Asta-Erfahrung hat. Er ist zum ersten Mal hier in China. Von seinen drei Monaten Praktikum hat er einen Monat hinter sich. Ich erzähle ihm ein wenig von meinen Erlebnissen; es stellt sich heraus, dass er sogar den Text der „Internationalen“ kennt. Bei den heutigen Studenten nicht gerade eine Selbstverständlichkeit. Unser Fahrer ist Herr

Kong, der mal kein Englisch und kein Deutsch mehr verstanden hatte...Ich kriege ein chinesisches Handy, rufe Gao an, damit er heute Abend zum Abendessen mitkommt.

Catrina Schläger hat vor wenigen Tagen eine zweite Tochter bekommen, Birte Klemm aus Hamburg vertritt sie. Sie ist Sinologin, spricht Chinesisch wie wenn es Deutsch wäre, und ist seit ein paar Jahren befristet bei der Stiftung beschäftigt. Sie macht zur Zeit die Mutterschaftsvertretung, kann aber dann wahrscheinlich nicht weiter machen, weil sie auf alle Fälle in China bleiben möchte und das „Befristungskontingent“ erschöpft ist. Sie sei mit Land, Leuten und Sprache so verbunden, nein, woanders möchte sie nicht hin. Sie gehört zu denen, die gute Stimmung verbreiten und mit Begeisterung bei der Sache sind.

Abendessen gleich um die Ecke, nahe beim City-Hotel, wo ich dieses Mal im 20. Stock untergekommen bin. Gao kommt dazu, Chunrong, Prof. an der Tongji, der meine Vorträge übersetzt, Birte und zwei Praktikanten. Viel netter Small Talk. Man hat in der Zeitung gelesen, dass das Büro in Moskau durchsucht wurde, wo ja jetzt Rudi Traub ist, der früher hier war. Mitgefühl auch deshalb, weil ja die Stiftung direkt nach dem Arbeitsbeginn von Catrina Schläger hier beinahe in dieselbe Situation geraten wäre, weil sich das chinesische Pendant zur „Arbeiter- und Bauerninspektion“ ihre Veröffentlichungen vorgenommen hatte. Ich erzählte so ein bisschen, wie es damals gelaufen war.

Freitag, 29.3.

Das Programm ist heute recht dicht. Um 9 Uhr werde ich im Hotel abgeholt und zum Gewerkschaftshaus gebracht, das sich am „Bund“ befindet. Ich soll über das Thema reden, wie man in einem Betrieb, wo es keine Interessenvertretung gibt, eine gründet. Das sind zwar bei uns immer Betriebsräte und keine Gewerkschaftsgruppen, aber auch bei denen kann man sich ja einen Widerstand der Arbeitgeberseite vorstellen. Bekanntester Fall in China ist Wal Mart, wo die Konzernleitung offensichtlich die Bezeichnung „Gewerkschaft“ wörtlich genommen hatte und erst nach einiger Zeit einsah, dass sie eigentlich gar nichts zu befürchten hatte.

Wir werden vom stellvertretenden Vorsitzenden des Shanghaier Gewerkschaftsbundes empfangen, der beim Vortrag aber nicht dabei sein kann. Ungefähr 20 Zuhörer sind da, alles wird prima übersetzt, auch die Witze und Geschichten kommen gut rüber. Etwa das Gespräch

mit dem Tübinger Buchhändler, der mir erzählt hatte, bei ihm sei was Schlimmes passiert, es sei ein Betriebsrat gewählt worden – das hatte fast so geklungen, als hätte er zwei Jahre Gefängnis bekommen.

Ich rede gut eine halbe Stunde, was mit Übersetzung gut eine Stunde ausmacht. Dann ein paar Nachfragen über die deutsche Praxis, über das Verhältnis Betriebsrat – Gewerkschaften, auch hier die These, dass Vollversammlung und Delegierte mit dem Betriebsrat vergleichbar seien. Der „Arbeitsdirektor“ sei bei den staatlichen Unternehmen einer bestimmten Größe verbindlich vorgeschrieben. Man brauche auch keine Wahlordnung, weil ihn die Delegierten wählen würden. Gao hatte mir das mal ganz anders erzählt. Bei den Privatunternehmen gebe es im Gesetz nur eine Empfehlung, einen Arbeitsdirektor zu bestellen, der von der Arbeitnehmerseite gewählt werde. Tarifverhandlungen in unserem Sinne scheinen derzeit keine Rolle zu spielen.

Mein Thema war eigentlich für die Tagung in Guangzhou vorgesehen, die zunächst für die vergangene Woche geplant war. Ich wollte eigentlich von Hamburg aus fliegen, weil ich dort in der Gegend ein verdi-Seminar hatte, doch wurde die Veranstaltung auf Anfang Juni verlegt. Dort konnte ich nicht, weil ich hätte drei Sachen in Deutschland ausfallen lassen müssen. Nun kam gestern ein Brief, dass die ganze Tagung nicht genehmigt worden sei und nicht stattfinden könne. Sie hätte das vierte Mal stattgefunden – immer mit Beteiligung linker US-Gewerkschafter, linker deutscher Gewerkschafter und der Gewerkschaft aus Guangdong, die ja eine durchaus positive Einstellung zum Streik hat. Birte erzählte mir, gegen den ersten Termin hätte es Bedenken gegeben, weil die Amis Leute in ihrer Delegation hatten, die enge Beziehungen mit den „Sicherheitsorganen“ gehabt hätten. Dann habe man die aus der Teilnehmerliste gestrichen, aber die Bedenken seien trotzdem geblieben. Wahrscheinlich haben die Chinesen ja nicht vollständig gesagt, wen sie im Einzelnen in Verdacht hatten, und da waren dann immer noch einige drin. Die Stiftung hatte übrigens in der Vergangenheit immer betont, dass sie mit der Auswahl der Amis nichts zu tun hätte.

Nach dem Vortrag Mittagessen in einem Restaurant im 15. Stock mit fantastischem Blick auf Pudong und den Bund. Hier sind wir zu VIPs befördert worden, was sich darin zeigte, dass man – ganz unchinesisch – individuell die ca. zehn Gerichte serviert bekam und nicht einfach nach Bedarf vom Tisch nehmen konnte. Ausgesprochen gutes Essen, der stellv. Vorsitzende wieder dabei und sehr an Deutschland interessiert,

Anschließend Fahrt zum Rechtsamt zum nächsten Vortrag. „Rechtsamt“ klingt etwas bescheiden, der Sache nach ist es das Justizministerium des Bundeslandes Shanghai mit 20 Mio. Einwohnern. Thema war auf Wunsch der Einladenden „Das Ermessen der Verwaltung“; ich hatte mich mit Kopien aus der neuesten Literatur vorbereitet. Im Ergebnis lief es ganz gut, obwohl ich natürlich viel weniger anschauliche Geschichten als im Arbeitsrecht einflechten kann. Sie haben aber alle aufmerksam zugehört, und wir waren uns einig, dass die Verwaltungsvorschriften auch für den Bürger zugänglich sein müssten. Ich erzähle von meinem Versuch, die internen Richtlinien für die Sperrfrist beim Arbeitslosengeld zu bekommen, und von dem langen Telefongespräch mit dem Referenten bei der Bundesagentur in Nürnberg. Schließlich hatte er mir das Werk zugesagt (und dann auch geschickt) und gemeint, auch ein Betroffener könne es kriegen, „wenn der einen vernünftigen Eindruck macht“. Sie amüsieren sich köstlich, ich habe den Eindruck, dass das in China genauso passieren könnte.

Verwaltungsgerichtliche Verfahren gibt es insbesondere im Zusammenhang mit Bußgeldern. Interesse fand auch das Beispiel der Kontrolle von Prüfungsentscheidungen, wobei nicht klar wurde, ob man sie eigentlich in China vor den Gerichten anfechten kann oder nicht. Da muss ich mal Liu Fei fragen.

Nach der Diskussion Rückkehr ins Hotel, Blick in die E-Mails. Philippe Lazar will mit zum Abendessen kommen, ebenso Wang Qian. Mit ihr treffe ich mich schon kurz vor halb sechs. Sie ist ein bisschen unglücklich, weil die Kollegen an der Tongji ihre Arbeit irgendwie nicht so schätzen. Das kann auch der ausländische Doktor sein, den sie ihr neiden. Ihr Mann ist in Deutschland, hat einen Arbeitsvertrag bei einer Firma in Nürtingen, überlegt sich aber jetzt, nach Thüringen zu gehen. Sie hat ein wenig Angst, dort zu sein, weil es da Skinheads und Ähnliches gibt und sie natürlich sofort als Ausländerin erkennbar ist. Ob er als Chemiker nicht einen guten Job in Shanghai finden könne, will ich wissen. Sie meint, das gehe erst nach einigen Jahren Berufserfahrung in Deutschland; mir leuchtet das nicht so ganz ein. Er analysiert „Polymere“; den Ausdruck habe ich in der Schule zum letzten Mal gehört. Eigentlich hätte sie sich vorgestellt, mit ihrem Mann zusammen zu sein und mal Kinder zu kriegen, aber damit sei zunächst nichts. Die Frustration kann man verstehen.

Um 6 Uhr sind alle bis auf Philippe Lazar da und wir gehen zum Uiguren links um die Ecke. Wir werden in den ersten Stock komplimentiert, wo wir die einzigen Gäste sind. Dafür ist es kalt und wir lassen die Mäntel an. Thema ist unter anderem die Stellung der Frau in China. Mit 28 muss man spätestens verheiratet sein, sonst sei man „sitzen geblieben“. Gleichzeitig wird aber die Stellung mit der Ein-Kind-Politik eine andere, die Eltern tun alles, dass auch ein Mädchen eine gute Karriere macht. Sven hatte mir vorgestern von einer interessanten Studie der Uni Melbourne erzählt. Darin wird das Sozialverhalten von Personen verglichen, da vor und die nach Einführung der Ein-Kind-Politik geboren wurden. Die späteren seien sehr viel weniger in der Lage, soziale Bindungen einzugehen, und hätten gegenüber anderen sehr viel Misstrauen. Auch hätten sie größere Probleme, Entscheidungen zu treffen. Das ist interessant; ob es veröffentlicht ist, wusste er nicht. Ich hatte vorher erzählt, dass man versuche, die Studenten an das nicht einfache Leben auf dem Campus zu gewöhnen. Es gibt einen obligatorischen Kurs über Ökonomie des Arbeitens und Zeitmanagement. Außerdem macht man gymnastische Übungen, wo – so wurde mir das letzte Mal erzählt – gerade das Vertrauen in andere geschult werde, weil man beispielsweise nur durch die Hand eines anderen Halt finde. Für die schwierigen Fälle gibt es dann psychotherapeutische Beratungsstellen. 2006 gab es das alles noch nicht, und ich hatte damals jedem gesagt, der es hören wollte, dass das doch ein gutes Betätigungsfeld für die Parteigruppe in der Uni wäre. Wahrscheinlich haben sie aber nicht von mir, sondern von der Uni Melbourne gelernt...

Ein anderes Thema betrifft die Frage, warum es in den Naturwissenschaften und in der Medizin keine chinesischen Nobelpreisträger gibt, allenfalls Amerikaner chinesischer Abstammung. Das bedeutet, dass offensichtlich die Lernkultur das eigene Denken zu wenig fördert. Es muss wohl so sein, obwohl ich es aufgrund der Diskussion mit den Studenten nicht bestätigen kann – sie sind eher kreativer als die Bremer.

So gegen halb neun gehen wir zurück ins City Hotel. Als ich gerade in mein Zimmer komme, um mich ein wenig gemütlich vor den kleinen Computer zu setzen, ruft Philippe Lazar an. Er ruft auf dem Ebert-Stiftungs-Handy an und hat uns angeblich schon längere Zeit gesucht – das kann irgendwie nicht sein, denn er hätte mich ja früher anrufen können, um zu fragen, wo wir stecken. Der Uigure war außerdem mit ihm fest vereinbart. Nun ja, der Abend bekommt seine Fortsetzung, auch wenn der Tag dadurch noch etwas länger wird.

Wir gehen in ein gemütliches Café nicht weit vom Hotel entfernt und reden bis nachts um halb eins. Er vertritt als Rechtsanwalt deutsche und manchmal auch chinesische Firmen, insbesondere auch bei Aufkäufen („Mergers & Acquisitions“). Er hat für den Baumaschinenhersteller Sanyi gearbeitet, als dieser den schwäbischen Betonpumpenhersteller Putzmeister aufkaufte. Im Moment gehe es gut (was man auch in der Presse lesen konnte), aber Sanyi könne in Probleme kommen: Drei chinesische Zulieferer seien zu ihm gekommen, weil sie ihr Geld von Sanyi nicht bekommen hätten, das spricht in der Tat eher für Krise als für großen Geldsack. Er habe die drei Mandate aber ablehnen müssen, weil er ja schon bei Sanyi unter Vertrag stand. Auch „Saargummi“ war ihm ein Begriff, und natürlich die aparte Geschichte, dass die Betriebsräte sogar mit dem „Vorgesetzten“ des Gouverneurs von Chongqing reden durften, jenem berühmten Bo Xilai, der ihnen aber kein Begriff war.

Wir kommen auch auf das Bildungssystem zu sprechen. Er hat zusammen mit seiner Frau das Kind seiner Schwester adoptiert: Diese ist psychisch krank und kann deshalb nicht für das Kind sorgen, der Vater ist ein Nigerianer, der illegal in Deutschland lebt und deshalb auch keine verlässliche Erziehungsperson ist. Also ist das kleine Mädchen mit 3 ½ nach Shanghai gekommen (wo auch ihre beiden eigenen Kinder mit 12 und 15 sind) und geht hier in den Kindergarten. Um den Leistungsdruck einzuschränken, hat die Provinzregierung von Shanghai den Kindergärten verboten, chinesische Schriftzeichen zu unterrichten und mit den Kleinen zu rechnen. Dennoch werde aber bei der Aufnahme in die Grundschule erwartet, dass einige Zeichen gewusst würden und auch ein wenig gerechnet werden könne. Das führe nun dazu, dass der Kindergarten von 9 bis 15 Uhr dauere, dann aber die Kindergärtnerin noch bis 18 Uhr Privatstunden gebe, in denen Zeichen und Rechenkünste vermittelt würden. Das bringt zusätzliche Einnahmen und für die Kleinen einen langen Arbeitstag. Nicht gerade eine sehr sinnvolle Organisation.

Die Paukschule führe dazu, dass eben in der Technik wenig eigene chinesische Entwicklungen zustande kämen. Lazar berät zur Zeit eine chinesische Lkw-Firma, Foton oder so ähnlich, die in Stuttgart eine Forschungs- und Entwicklungsgesellschaft gründen wolle. Da sollten dann deutsche Ingenieure sich einiges einfallen lassen, was die chinesische Firma dann in ihrem Lastwagenbau verwerte. Ich meine, wenn man da sehr gute Vergütungen bezahle, könne das schon was werden. Auch müsse man großzügige Arbeitsbedingungen gewähren. Dies mache sogar Panasonic mit ihrem Entwicklungszentrum in Langen, wo man kommen und gehen kann, wann man will, und wo jeder im Schnitt drei (kleine) Erfindungen pro Jahr

macht. Lazar meint, es sei auch wichtig, den Leuten eine Perspektive zu bieten. Ja, die ist aber immer da, wenn man gewissermaßen das kreative Gehirn darstellt. Die bessere Ortskenntnis liegt in diesem Fall bei uns; da könnte man schon was machen.

Er erzählt weiter, er hätte mit einem Vorstandsmitglied der Citic Group, einer der wichtigsten chinesischen Banken, gesprochen. Großes Interesse an Investitionen in Baden-Württemberg und Bayern, aber auch in der Schweiz – eben da, wo ordentlich gearbeitet und weniger herumgeschwätzt wird als anderswo (das ist meine nationalistische Interpretation). Das Problem sei nur, dass man zu wenige Informationen habe, was ggf. zum Verkauf stehe. Es könnte ja die eine oder andere Unternehmerfamilie geben, die nie wieder eine so große Chance bekomme, ihr Ding für einen so hohen Preis loszuwerden. Der Normalfall sei, dass man mit einer Investmentbank vor Ort zusammenarbeite oder mit einem ganz großen Anwaltsbüro wie Freshfield's, aber da sei wohl bisher auch nicht besonders viel herausgekommen. Lazar sucht Kooperationspartner, die nicht diese Dimension haben. Wegen Freshfield's werde ich mal Nina Blinda fragen, ob da was lief.

Ich erzähle von meinem früheren Besuch bei Mercedes in Beijing. Bei jedem neuen Autotyp, der dort produziert wird, müssen ja die genauen Konstruktionszeichnungen eingereicht werden. Nach vier Wochen kommen dann einige sachkundige Menschen von der chinesischen Aufsichtsbehörde und wollen alles Mögliche zur Technik wissen; dann bekommt man die Genehmigung. Es sei aber wohl so, dass man den Chinesen doch nicht die volle Wahrheit sage, die eigentlichen Ingenieursleistungen würden weiterhin in Deutschland erbracht. Das Programm mit den „distinguished professors“, aus dem die Juristen rausgeflogen sind, hatte ja – so mein Verdacht – den Sinn, emeritierte Professoren der Ingenieurwissenschaften zu gewinnen, um von ihnen das zu lernen, was die Firmen für sich behalten. Irgendwie ist es nur eine Frage der Zeit, bis der Wissenstransfer stattgefunden hat. Entscheidend wird dann sein, wie man das Wissen weiterentwickelt.

Lazar hat einen Kollegen, der sich gezielt mit dem Arbeitsrecht in Deutschland befasst. Er selbst muss über chinesisches Arbeitsrecht reden; ich werde ihm meinen Aufsatz, den ich mit Wang Qian zusammen geschrieben habe, zur Verfügung stellen. Sie wollte übrigens auf Stundenbasis in dem Büro einsteigen, doch seien ihre Forderungen zu hoch gewesen. Sie hätte einen auf den Arbeitsaufwand bezogenen Anteil an den jeweiligen Einkünften von dem Mandanten gewollt, „das geht aber nicht“. Die Stundensätze sind mittlerweile bei den großen

chinesischen Kanzleien höher als bei den in Shanghai ansässigen deutschen. Über 250 Euro pro Stunde komme man nicht hinaus, da sind bisweilen bei uns selbst die Arbeitnehmeranwälte besser dran. Ich erzähle ihm, dass der Arbeitgeberanwalt bei Inbev 400 Euro gekriegt hätte.

In China gibt es in seiner „Lebenswelt“ viele Menschen, die sich in der Landwirtschaft einkaufen wollen. Weniger in China selbst als im Ausland, weil man davon ausgehe, dass die Zunahme von Menschen und der Rückgang von Anbauflächen mittel- bis langfristig zu einer enormen Preissteigerung führen. Ich erzähle ihm, wir hätte für 7000 Euro ein „Stück“ gekauft, für den Fall, dass mal die ganze Geldwirtschaft zusammenbricht und wir Kartoffeln pflanzen müssen. Die Chinesen kaufen aber schon eine andere Form von „Stück“, etwa in Australien. Ich erzähle ihm von Brasilien, da konnte man sich vor Jahren hervorragend einkaufen, so 500 Hektar für 500.000 Euro, aber erstens hätte ich das Geld nicht gehabt und zweitens könne man so was nur machen, wenn man hin und wieder vor Ort sei. Er findet Brasilien „wirklich weit weg“, doch ist es für seine Kollegen nicht unbedingt außer Reichweite. Ein Kollege kauft in Polen Grund und Boden, nahe von Breslau, der früheren Heimatstadt seiner Familie, das scheint ganz leicht zu gehen. Wie heißt es bei Brecht? „Und so kommt zum guten Ende/alles unter einen Hut/Ist das nöt'ge Geld vorhanden/Ist das Ende meistens gut.“ Wie war das noch mal mit den unverrückbaren Grenzen nach dem Zweiten Weltkrieg? Das spreche ich natürlich nicht an, obwohl wir sonst sehr ehrlich miteinander umgehen. Ob denn Herta nicht in die Reihe der Europa-Feinde gestellt werde, weil sie den Prozess in Karlsruhe geführt habe? Nein, sage ich, es sei Herta und dem Verein „Mehr Demokratie“ nicht um das Behalten der nationalen Kompetenzen gegangen, sondern um ihre Übertragung auf ein demokratisches Europa. Das sei auch so wahrgenommen werden. Ich persönlich würde das ein bisschen anders sehen, eine europäische Demokratie sei auf absehbare Zeit illusorisch.

Wir waren keineswegs die letzten Gäste, als wir um halb eins das Lokal verließen.